

Unter dem Titel Perspektiven veröffentlicht die Sächsische Zeitung kontroverse Essays, Kommentare und Analysen zu aktuellen

Themen. Texte, die aus der ganz persönlichen Sicht des Autors Denkanstöße geben, zur Diskussion anregen sollen.

HEUTE: Der SZ-Autor Peter Ufer über die Gründe, die zur Typisierung von Menschen in Ossi und Wessis führten – und über die

Gründe, die das schon heute fragwürdig machen und letztlich zum „Verschwinden“ der Ossi führen werden.

Der Ossi liegt im Sterben

Von Peter Ufer
SZ.POLITIK@DD-V.DE

Der Ossi stirbt aus. Wenn es ihn denn überhaupt jemals gab. Denn der Begriff ist nichts weiter als ein Konstrukt, um die Bürger der DDR pauschal zusammenzufassen. Mit allen Vorurteilen. So wie West-Berliner vor dem Mauerfall den Rest der Bundesbürger Westdeutsche nannten. Sie meinten den bundesdeutschen Provinzler, der nur mal zum Schauen auf die deutsche Insel der Wehrdienstverweigerer kam.

Der Begriff Ossi ist die nachträgliche Zwangskollektivierung eines Volkes, das sich geschlossen nie als solches verstand. Dass die Menschen in der Sowjet-Zone Ossi sein sollten, erfuhren sie erst, nachdem sie Ostdeutschland bereits abgeschafft hatten. Doch die Klassifizierung setzte sich schnell durch, weil Differenzierung Zeit braucht, die sich bei der Wiedervereinigung Deutschlands kaum einer nahm. Außerdem reduzierte sich während des Umbaus des Landes vieles auf den Alltag in der DDR, der in der Rückschau und im Umgang mit der neuen, vor dem Mauerfall idealisierten West-Gesellschaft, gar nicht mehr so schrecklich schien. Plötzlich gab es ungeahnte neue Probleme. Ein Problem hieß Wessi, im allgemeinen Sprachgebrauch ebenfalls ein Nachwendebegriff.

Hans Magnus Enzensberger benutzte den Ossi erstmals 1987 in seinem Buch „Ach Europa“. Dort schaute der Schriftsteller zwanzig

Der Begriff Ossi setzt die DDR-Ignoranz gegen die regionale Identität fort.

Jahre voraus in ein fiktiv vereintes Deutschland, in dem sich Wessies und Ossies, damals noch mit „ie“, spinnefeind waren. Was für eine Vision. Doch sie ignoriert beiderseits die Historie des deutschen Föderalismus, den die DDR zwar aufhob, aber nie ignorieren konnte.

Der Soziologe Wolfgang Engler beschreibt in seinem Buch „Die Ostdeutschen“, wie der Anspruch auf Gleichheit aufgrund von Eigentumslosigkeit zwar in starkem Maße Verstand, Gefühl und Handeln von drei Generationen in der DDR prägte, wie sich nach und nach ein System von Normen, Ansichten und Erwartungen bildete, wie aber zugleich vieles, was von oben in die Gesellschaft projiziert, von ihr umgedeutet und abgewandelt wurde. Der politische Fremdwang scheiterte letztlich am sozialen Eigensinn, an kultureller Identität und einer Mentalität, die mit der übergestülpten DDR-Struktur wenig zu schaffen hatte, sondern viel eher mit regionalem Befinden. Der Begriff Ossi setzt die DDR-Ignoranz gegen die regionale Identität fort.

Dahinter steckt der Versuch, aus der früheren ideologischen Trennung eine geografische zu machen, wobei das Misstrauen gegenüber dem einst kommunistisch unterwanderten Teildeutschland weiter geschürt wird. Der Journalist Maxim Biller schrieb noch 2009 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom „lähmenden Einfluss der xenophoben, deutschnationalen, provinziellen, für immer bolschewisierten Duckmäuserossis“. Schön provokant, doch völlig daneben wie jedes Pauschalurteil. Es gehört aber wohl zum Spielchen einer Besitzstandswahrung, schließlich gibt

es seit 1990 fünf weitere Länder, die am Bundeskuchen knabbern.

Schon jene Generation, die nur noch die letzten Jahre der DDR erlebte oder Anfang der 90er-Jahre in einem der neuen Bundesländer geboren wurde, bezeichnet sich höchst selten als Ossi, ja sie weigert sich, davon zu sprechen, aus Ostdeutschland zu kommen. Für sie ist der Ossi längst gestorben. Auch aus Selbstschutz. Die meisten von ihnen sind ehrgeizig und anpassungsfähig, gerade so, als wollten sie die besseren oder cooleren Deutschen sein. Wenn sie von ihrem Zuhause sprechen, dann von ihrer Stadt oder dem Bundesland. Die Schriftstellerin Jana Hensel beschreibt in ihrem Buch „Zonenkinder“ den DDR-Raum fast liebevoll als Zone. „Wir wissen, dass unsere Zone von einem Versuch übriggeblieben ist, den wir, ihre Kinder, fast nur aus Erzählungen kennen und der gescheitert sein soll. Es gibt hier und heute nur noch sehr wenig, was so aussieht, wie es einst ausgesehen hat. Es gibt nichts, was so ist, wie es sein soll. Doch langsam fühlen wir uns darin zu Hause.“

Dieses Gefühl wird für die Generation der heute über 20-Jährigen darin bestärkt, dass sich nach 1989 aufgelöste Strukturen neu gebildet und verfestigt haben, was im Übrigen nicht immer ein Vorteil sein muss. Doch darin bewegen sie sich ganz selbstverständlich, ähnlich unkompliziert, wie sie mit Facebook umgehen oder sich digital ihr Ticket für den nächsten Flug nach London buchen. Sie haben ihre eigenen Beziehungen, Ansprüche, Gewohnheiten und Rituale entwickelt, die sich von ihren Freunden in anderen Bundesländern nur

durch die regionalen Traditionen und Kompetenzen, die Bräuche ihrer Heimat und die soziale Herkunft unterscheiden.

Hinzu kommt, dass die Zukunftsgeneration ihre Eltern, die als Zweite zwischen zwei Gesellschaftsordnungen leben, respektiert, deshalb nicht gegen sie rebelliert so wie die 68er in der Bundesrepublik. Die Jungen lassen die Alten in Ruhe in Rente gehen, sie haben Mitleid mit ihnen, ohne ihre Probleme wirklich zu verstehen. Wenn es Generationen gibt, die am meisten das Ost-Phänomen nachvollziehen können, dann sind es die heute über 40-Jährigen und deren Eltern, die jedoch zusätzlich die Kriegserfahrung in sich tragen. Sie schreiben sich spezifische Eigenschaften zu, die mit dem DDR-Bildungssystem, der ideologischen Einflussnahme, dem Arbeitsalltag und der Mangelwirtschaft zu tun haben.

Dass aber der Ossi angeblich fettleibig sei, mehr Alkohol trinke und rund um die Uhr RTL II glotze, hat mit einer Ossi-Mentalität nichts zu tun, sondern mit der Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht. Hier ist anzusetzen, um wirklich Unterschiede zwischen Deutschen auffindig zu machen. Deshalb wirkt ein Hamburger aus gutem Hause eben wesentlich privilegierter und elitärer als ein praktischer Dresdner aus mittelständischen Verhältnissen. Das wohl situierte Bildungsbürgertum bildet sich in der sächsischen Stadt gerade wieder heraus, war auch in der DDR nie völlig verschwunden, aber in 40 Jahren Sozialismus gestutzt. Eine generationsübergreifende Wirtschaftselite wie in Hamburg gibt es hier nicht, aber auch nicht in Saarbrücken.



Mit dem Titelblatt der „Zonen-Gabi“ lästerte das Satireblatt „Titanic“ im November 1989 gegen die Ostdeutschen.

Foto: Archiv

Das gern gepflegte Jammerossi-Vorurteil speist sich unter anderem aus der Statistik, die West- und Ostdeutschland pauschal vergleicht anstatt die einzelnen Bundesländer. Unter anderem die Abwanderung junger, gut ausgebildeter Deutscher in wirtschaftlich attraktive Bundesländer sorgt in Mecklenburg-Vorpommern für die gleichen demografischen Probleme

wie im Saarland, wo alkoholisierte, fettleibige RTL-II-Gucker im Durchschnitt genauso häufig vorkommen wie in Sachsen-Anhalt. Seit 1991 sind über drei Millionen Deutsche aus den neuen Bundesländern in die alten übergesiedelt, zumeist wegen des Arbeitsplatzes, gelegentlich wegen der Liebe. Ihre guten statistischen Werte zählen nicht in Sachsen-Anhalt oder Thüringen, sondern in Bayern oder Hessen.

Längst ist auch nicht mehr München die aktuelle Trendstadt, sondern Berlin, was bekanntlich im Osten Deutschlands liegt, aber bei Erhebungen über den Osten oft ausgeblendet wird. Zudem erlebte beispielsweise Dresden einen enormen Wandel seiner Bevölkerung. Nicht mal jeder Zweite, der heute in der Elbestadt wohnt, ist mehr hier geboren, sondern in den vergangenen Jahren zugezogen, davon ein Großteil aus den alten Bundesländern. Zugleich gingen Tausende gebürtige Dresdner weg. Interessant ist zudem, dass bei den Pisa-Studien die Unterschiede der Ergebnisse nicht zwischen Bayern und Sachsen signifikant waren, sondern zwischen Bayern und Hamburg, zwischen Sachsen und Mecklenburg-Vorpommern.

Deutschland hat unter anderem ein Nord-Süd-Problem. Den Ossi als praktizierenden Deutschen gibt es nicht, wenngleich die Erfahrungen eines gelernten DDR-Bürgers nicht zu unterschätzen sind, denn sie wirken nach. In den neuen Ländern arbeiten beispielsweise viel mehr Frauen. Ostalgie als Rückschau allerdings ist passé. Wenn Ostalgie jedoch Heimatverbundenheit, Pflege von Traditionen und eigener, regional geprägten Kultur meint, ist sie sehr wohl lebendig. Dass in Sachsen mehr Radeberger als Kölsch getrunken wird und mehr Bautzener Senf auf die Wurst kommt als Löwenstein ist kein Ossiding. Es ist völlig normal. Versuchen Sie mal einem Bayern die Weißwurst auszureden. Dann können Sie auch gleich einen linken Putsch gegen die CSU anzetteln. Es geht um regionale Identität, die in der deutschen Geschichte begründet liegt.

Dieses Prinzip nutzte der sächsische Ministerpräsident Kurt Biedenkopf und packte den Sachsen an seiner Ehre, weil er wusste, dass er hier am besten den Verlust an Selbstbewusstsein wieder aufbauen kann. Mit einer Ossi-Strategie wäre er niemals so erfolgreich gewesen, hätte er die verunsicherte Gesellschaft nicht stabilisieren, keine Zukunft bauen können.

Das Anknüpfen an die kollektiven Erfahrungen aus der DDR ist zuvörderst an Vergangenheit orientiert, einem System, das nicht mehr existiert. Die Orientierung auf Sachsen oder Thüringen hat den unschlagbaren Vorteil, dass an gute Traditionen der Vorkriegszeit

Ein Teil der neuen Generation ist gerade dabei, sich für die Plätze in der neuen Elite zu qualifizieren.

und der DDR angeknüpft werden kann und dass sie nach vorn weist. In den vergangenen 20 Jahren haben sich in den neuen Bundesländern schnell Mentalitäten gezeigt, die mit der Landschaft, der Geschichte und den Traditionen des Landes zu tun haben. Und das auch deshalb, weil sie in der DDR überlebten, im Brauchtum, teilweise gepflegt wurden.

Der Ossi liegt im Sterben, aber die Sachsen, Thüringer oder Berliner sind im Kommen. Ein Teil der neuen Generation ist gerade dabei, sich für die Plätze in der neuen Elite zu qualifizieren. Wird heute beklagt, dass weder Posten in den Chefetagen der deutschen Dax-Unternehmen noch Professorenstellen an Universitäten von Dresdnern, Berlinern oder Erfurtern besetzt sind, ist das berechtigt. Doch das ändert sich in den kommenden Jahren. Auch deshalb werden die Ossi-Vorurteile gern gepflegt.

Unser Autor

Dr. Peter Ufer ist gebürtiger Sachse, Journalist und arbeitet als Autor für die SZ.



Dresdner Reden 2011

Sächsische Zeitung
Was uns verbindet.

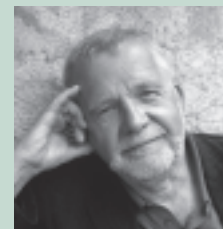
Klare Standpunkte, pointierte Analysen, mutige Thesen: Seit 1992 beziehen im Rahmen der Dresdner Reden führende Köpfe aus Politik, Kultur, Wissenschaft und Religion Stellung zu den aktuellen Entwicklungen und Konflikten unserer Zeit. Auch in diesem Jahr erwarten die Zuhörer wieder spannende Vorträge, die zum Nachdenken und Handeln anregen, zum Widerspruch und zur Diskussion herausfordern wollen.



Charlotte Knobloch

Die ehem. Präsidentin des Zentralrat der Juden in Deutschland beleuchtet das Thema „Mitten in Deutschland – jüdisches Leben heute“.

Sonntag, 20. Februar, 11 Uhr



Rüdiger Safranski

Mit „Das Böse ist der Preis der Freiheit“ überschreibt der Philosoph und Schriftsteller seine Rede.

Sonntag, 27. Februar, 11 Uhr



Jonathan Meese

Der Bildende Künstler und Performance Artist spricht über Fragen der Zeitgeschichte und deutsche Ur-Mythen.

Sonntag, 6. März, 11 Uhr



Dietrich H. Hoppenstedt

Der ehem. Präsident des Deutschen Sparkassen- und Giroverbands präsentiert seine Sicht zur „Wiederentdeckung der Moral“.

Sonntag, 13. März, 11 Uhr

Karten für 8,- Euro/
SZ-Card und erm. 5,- Euro
in allen SZ-Treffpunkten,
über den SZ-ticketservice,
Tel. (0351) 84 04 20 02 bzw.
www.sz-ticketservice.de
sowie an den Kassen des
Dresdner Staatsschauspiels,
Tel. (0351) 49 13 555

Eine Veranstaltungsreihe
der Sächsischen Zeitung und
des Staatsschauspiels Dresden.

Sächsische Zeitung

Staatsschauspiel
Dresden

LESERBRIEFE

Zu „Das sind charakterlose Gesellen“, Interview mit Sachsens FDP-Chef Holger Zastrow, 4. Januar:

Offensichtlich die Zeichen der Zeit nicht begriffen

Wenn Herr Zastrow von charakterlosen Gesellen in seinem gelb-blauen Haufen spricht, hat er mit diesem Interview ein-drucksvoll unter Beweis gestellt, dass er dazugehört. Wer die Proteste gegen Stuttgart 21 ins Lächerliche zieht und den Waldschlößchenbrückenbau als heroische Leistung für seine Klientel feiert, hat of-

fensichtlich die Zeichen der Zeit nicht begriffen. Hier ist Herr Kubicki schon einen Schritt weiter.

A. Schwabe, Dresden

Zu „Wegen Weihnachtsgeld droht Klageflut“, 5. Januar:

Zur Klage auch gleich die Kündigung mit einreichen

Beamte jammern herum, dass nun zukünftig 1 000 Euro fehlen. Ich habe keinen Arbeiter und keinen Arbeitnehmer jammern hören, der sich in Kurzarbeit befand oder sich noch befindet und auf

mehrere Tausend Euro in der Zeit verzichtete. Jeder Beamte, der nun gegen seinen Dienstherrn Klage erhebt, sollte wenigstens das Mindestmaß an Courage besitzen und sein Dienstverhältnis mit Einreichung der Klage kündigen und damit auf all seine sonstigen Privilegien verzichten.

Ramon Haufe, Bautzen

Leserbriefe sind die persönliche Meinung der Schreiber und entsprechen nicht unbedingt der Auffassung der Redaktion. Bitte geben Sie bei Briefen, E-Mails und Faxen neben dem vollständigen Namen auch Anschrift und Telefonnummer an (werden nicht veröffentlicht). Wir behalten uns vor, Zuschriften sinngemäß zu kürzen. Meinungen an: SZ-Leserbriefe, 01055 Dresden bzw. sz.leserbriefe@dd-v.de